

**Zur Studie von Frank Mathwig und Luca Baschera: Ehe für alle. Ehe, Sexualität, Elternschaft und Kindeswohl aus evangelisch-reformierter Sicht**  
Publiziert als Beilage 1 zum Traktandum 10 der Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds am 4./5. Dezember 2019

Einführung an der Zusammenkunft des evangelisch-theologischen Pfarrvereins  
am 20. Januar 2020  
Paul Bernhard Rothen

Die Studie zeugt davon, dass mit dem Rüstzeug unserer akademischen Schultheologie auch heute Zusammenhänge aufgeklärt und befreiende Erkenntnisse möglich gemacht werden können.

Die positiven Haupteckpunkte der Studie haben wir in unserem Brief an die Abgeordneten zusammengefasst; ich möchte sie im ersten Teil meiner Einführung in Erinnerung rufen:

1. Die Nötigung, homosexuelle Paare zu segnen, wird von aussen an die Kirchen herangetragen. Dadurch geraten sie in Gefahr, zwei Herren zu dienen, Christus und dem Mainstream.

2. Die Bibel kennt keinen einen einheitlichen Begriff von Ehe. Sie beschreibt eine Vielfalt von Formen von Hochzeit, Eheschliessung und ehelicher Gemeinschaft. Dabei war es in allen wechselnden sozialen Kontexten undenkbar, dass die Gemeinschaft zweier gleichgeschlechtlicher Menschen umfassen sein könnte von dem, was in der Bibel geschützt wird durch das kategorische Verbot des Ehebruchs. In diesem Zusammenhang möchte ich etwas herausstreichen, das in unserem Brief unerwähnt geblieben ist: Die Studie stellt ausführlich dar, wie wichtig die Ehefragen für die Entfaltung der reformatorischen Theologie und insbesondere für die Stabilisierung und den inneren Zusammenhalt der sich neu formenden evangelischen Gemeinwesen. Implizit – leider nur implizit – streicht die Studie damit heraus, wie unverantwortlich die Rede von der Ehe als einem «weltlich Ding» ist, wenn dadurch suggeriert wird, dieses «weltliche Ding» sei etwas Sekundäres, das die Kirche im Nachgang zu einer autonomen staatlichen Gesetzgebung nachvollziehe. (Das ist eine Zwei-Reich-Lehre, wie sie nicht einmal der extreme Lutheraner Elert vertreten hat.) Das Gegenteil war der Fall. Gerade im Hinblick auf die Ehe bewiesen die Kirchen ihre Mitverantwortung für das zeitliche Wohl der Menschen dadurch, dass sie auch für das Verständnis des Weltlichen neue Erkenntnisse aus der Bibel schöpften. Wir haben nicht gewusst, was Ehe sei, sagt Luther, bevor das Licht der Bibel wieder aufgegangen ist. Damit stellt die Studie zwischen den Zeilen – und leider nur zwischen den Zeilen – die Frage, wie heute die soziale Kohäsion gewährleistet bleiben soll, wenn Ehe und Familie zu Konstrukten von je ganz persönlichen Lebensentwürfen werden (und ausserhalb der

Kirchen das Bewusstsein dafür wächst, dass der soziale Zusammenhalt ernsthaft gefährdet ist).

3. Immerhin hebt die Studie diesbezüglich neu ins Bewusstsein: Die Forderung, eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft der Ehe gleichzustellen, lässt sich lesen als eine Rückführung der sexuellen Revolution in den Rahmen einer bürgerlichen Lebensordnungen mit einer individualistischen Verantwortungsethik. Dadurch haben sich die Fronten verschoben: Wo einst eine Rebellion den Ausbruch aus den etablierten Ordnungen forcierte, fordert nun ein befreites Lebensgefühl seine Reintegration in die staatlich und kirchenamtlich institutionalisierten Rechts- und Kultformen.

Auch hier möchte ich den Blick kurz weiten: Die Studie kann in dieser Hinsicht etwas ganz Wichtiges nur andeuten und deckt damit ein grosses Defizit in der theologischen Arbeit der letzten Jahrzehnte auf. Die säkulare Entwicklung wurde nicht mit einer genuin theologischen Kritik begleitet. Die sogenannte Säkularisierung, also die Emanzipation des Weltlichen aus der Deutungshoheit von Kirche und Bibel, bestand nie einfach nur aus dem Ausgang aus der Unmündigkeit, wie Kant es für sie reklamierte. Schon Hamann hat gegen Kant eingewandt, dass neue Bevormunder warten. Es ging nie um einen Befreiungsschlag von allem Religiösen, der es möglich macht, nüchtern zu beschreiben, was sich vernünftig fassen und menschlich machen lässt. Die Aufklärer erhoben den Anspruch einer neuen Staatsreligion. Das hat der Soziologe Tenbruck herausgearbeitet. Die Philosophen der Neuzeit sind, wie Adolf Schlatter konstatiert, alle zu Theologen geworden. Die christliche Heilsgeschichte wurde umgeschrieben zu einer innerweltlichen Heilsgeschichte einer menschheitlichen Emanzipation. Das hat sachkundig Karl Löwith nachgezeichnet. Säkulare Welterklärungen dienten weltimmanenten Heilslehren. Auch der moderne Sozialstaat ist unterfüttert mit dem Versprechen, er könne die Nöte der Menschen auffangen in einem Reich einer universalen Gerechtigkeit und Glückseligkeit. Technische Errungenschaften kamen dem zu Hilfe. Die Pille, abgesichert durch die individuelle Freiheit zum Schwangerschaftsabbruch, ermöglicht die Trennung von geschlechtlicher Vereinigung und Empfang einer Leibesfrucht. Das erlaubt ein angstfreies Ausleben von sexuellen Bedürfnissen und Phantasien, wie das für vorangehende Generationen nicht möglich war. Bis heute verbindet sich diese sexuelle Freiheit mit gnostischen Erlösungshoffnungen. Als ein aktuelles Beispiel verweise ich auf einen Text der philosophisch geschulten Journalistin Andrea Roeding. Sie nimmt den 50. Jahrestag der 68-er Revolte zum Anlass, in einer visionären Schau auf das Jahr 2068 vorauszublicken. Da wird sich das Leben aller Menschen ins Wunderbare verwandelt haben. Ich zitiere aus der WoZ (Nr. 17 vom 26.04.2018):

«Wenn die sexuellen Rollen rotieren und wenn mit ihnen keine gesellschaftlichen Machtansprüche mehr einhergehen, dann wird Sex zu einem freien, schönen Spiel.»  
Darum: «Habt Sex wie die Engel: Ars erotica als himmlischer Raum. ... Sex ist jetzt

mächtig, aber befreit von Macht; er ist mitunter gewaltsam, aber niemals gewalttätig. Er übt Schmerzhaftes nur als Zärtlichkeit aus. Er erlaubt, jedes Geschlecht leben und anbeten zu können, wie es gefällt. Phantasmatisch. Real. Er ist in seiner immensen Körperlichkeit nahezu geistig. Er hat wenig mit der Welt und der Gesellschaft draussen zu tun. Er ist vollkommen privat, intim, und wirkt darin doch politisch, denn er macht uns zu besseren Menschen.»

Das ist ein klassisch gnostisches Heilsversprechen: Mirakulös werden die Gegensätze verschmelzen in einem neuen Äon. Im Reich Gottes werden sie nicht mehr heiraten, sie werden leben wie die Engel, sagt Jesus. Im Jahr 2068 wird das der Fall sein, schreibt die Journalistin.

Die Studie von Mathwig und Baschera erinnert daran, dass in der Forderung nach der «Ehe für alle» solche visionären Erwartungen aus der sexuellen Revolution zurück in die Legitimation einer kirchlich bürgerlichen Lebensordnung drängen. Man weiss nicht: Sollen die übersteigerten Erwartungen ordnungspolitisch zurechtgestutzt werden auf ein wieder biederes Mass – oder sollen die Ordnungen dynamisiert und ins Eschatologische aufgesprengt werden?

Solche Fragen kann die Studie nur andeuten. Das erinnert schmerzlich daran, dass unsere akademische Theologie eine wichtige Arbeit nicht geleistet hat. Zwar haben die Theologen davon schwadroniert, dass der Kirche ein prophetisches Amt gegeben sei, aber sie haben die Zeichen der Zeit nicht gelesen. Sie haben es versäumt, die Arbeit zu tun, die ein Theologe wie Irenäus zu seiner Zeit getan hat, als er mit seiner nüchternen Aufklärungsarbeit den gnostischen Heilslehren ihren schillernden Glanz genommen hat.

Die Studie von Mathwig und Baschera nimmt Bezug auf Brunner und de Quervain, die ihre Lehrmeinungen lange vor der sexuellen Revolution zu Papier gebracht haben. Offensichtlich hat danach kein reformierter Theologe von Format mehr ein durchdachtes Verständnis von Ehe und Sexualität entfaltet. Deshalb fehlt uns jetzt das Handwerkszeug, um sachlich, kritisch und genuin theologisch die Motive zu würdigen und einzugrenzen, die aus der sexuellen Revolution nun auch in die Kirche drängen. Es fehlt eine biblische und kulturgeschichtliche Einordnung der revolutionären (und der reaktionären) Hoffnungen und Techniken, von denen die Menschen umworben werden.

Das lässt sich weiter präzisieren: Das theologische Denken hat sich angelehnt an die philosophischen, soziologischen und psychologischen Denkmodelle der etablierten Humanwissenschaften. Mit ihnen teilen wir Theologen die Kritik an der Vergötzung des Naturhaften, wie sie aus der Kritik an der national-sozialistischen Ideologie von Blut und Boden erwachsen ist. Eine kritische Distanz zu den politisch linken Ideologien hingegen fehlt. Was aus der Vorstellung von einem rein positiven Recht und seinen konstruktivistischen Machtphantasien erwächst, stösst weder in den Humanwissenschaften noch in der Theologie auf eine wachsame Kritik. Sexuelle oder esoterische Techniken, der deregulierte Markt, der auch die

freie Partnerwahl und das Wunschkind umfasst, oder die sozialistischen Planspiele, die zukünftige Heilszustände imaginieren, bleiben von der theologischen Kritik verschont. Es rächt sich, würde ich im Hinblick auf die Studie von Mathwig und Baschera sagen, dass die prophetische Kritik am Treubruch Israels unbedacht bleibt. Die wehe Klage über das brünstige Laufen zu den Göttern unter den grünen Bäumen bleibt unbedacht, oder, mit Luther gesagt: Es bleibt unbedacht, dass die Vernunft dazu neigt, mit religiös überspannten Erwartungen herumzuhuren.

4. Immerhin, auch da: Die Studie nennt das entscheidende, grosse theologische Defizit in den aktuellen kirchlichen Debatten: Das Verständnis der Sünde ist schwach. Die Folgen des Sündenfalls bleiben unbedacht. Das benennt die Studie als Quelle von folgenschweren Fehleinschätzungen. Sie meint, dieses fehlende Bewusstsein von der Macht der Sünde sei die Ursache dafür, dass es auf der einen Seite zu einer Naturalisierung der gefallen Schöpfung kommt, auf der anderen Seite zu einer Moralisierung der Sünde. Anders gesagt (weil ich an dieser Stelle es mir leisten kann, Ross und Reiter der verschiedenen kirchenpolitischen Lager beim Namen zu nennen): Die liberalen Theologen neigen dazu, das natürlich Gegebene, das sich natürlich anfühlt, unkritisch mit dem Wirken und mit dem Willen des Schöpfers zu identifizieren. Die evangelikale Gegenseite neigt dazu, dasjenige, das als dem Willen Gottes widerstrebend beurteilt wird, auf eine moralisch verwerfliche Entscheidung zurückzuführen.

5. Der Versuch, diesem Dilemma zu entgehen, indem man jedem Paar, das sich zu einer gegenseitig verantwortlichen Partnerschaft entscheidet, den Segen Gottes erteilt, verstrickt sich in das Dilemma, dass mit dem Recht auf eine Ehe im Vollsinn des Wortes auch das Recht auf den Zugang zur Fortpflanzungsmedizin gegeben sein muss. (Die Abgeordnetenversammlung ist diesem Dilemma ausgewichen, indem sie die „Ehe für alle“ vollmundig empfohlen – sich den Entscheid über die Konsequenzen bezüglich Fortpflanzungsmedizin aber noch vorbehalten hat, was im Licht besehen einem Etikettenschwindel zuhanden der leichtgläubigen Medien gleichkommt). Der Zugang zur Fortpflanzungsmedizin führt, wie die Studie sagt, in eine ethische „Schieflage“. Das arbeitet die Studie verdienstvoll heraus. Die Schieflage besteht darin, dass erwachsene Menschen für sich ein Recht beanspruchen, das sie den Kindern verweigern. Das Recht der gleichgeschlechtlichen Erwachsenen auf biologisch eigene Kinder nimmt diesen Kindern das Recht, bei ihren beiden biologischen Eltern aufzuwachsen.

Unser Kollege Bruno Leugger hat eindringlich darauf hingewiesen, dass deshalb ein Ja zur „Ehe für alle“ unbedingt verknüpft sein muss mit dem Recht der Kinder, zeitlich unbegrenzt das Recht auf Kenntnis der biologischen Eltern einzuklagen.

Mit solchen Klärungen, meine ich, hat die Studie etwas von der Ehre des theologischen Denkens, das wir an den Universitäten einüben, gerettet und noch

einmal dargelegt, dass dieses Denken uns helfen kann, Fakten und Zusammenhänge zu erkennen, zu benennen und einem befreienden Urteil zugänglich zu machen.

Daraus ergeben sich die ersten beiden Fragekreise. Zunächst die nach dem kirchenamtlichen Kontext: Wurde die Studie von den Entscheidungsträgern in ihre Urteilsbildung einbezogen? Überhaupt wahrgenommen? Unser Brief mit der dringlichen Bitte, die Studie zum Anlass einer vertieften Meinungsbildung zu nehmen, blieb jedenfalls ohne jeden Respons. Deshalb die Frage:

1. Ist eine solche theologische Studie mehr als ein Feigenblatt, das sich die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz umhängt, und das sich ohne weiteres zur Seite schieben lässt, wenn man kopulieren möchte mit dem Mainstream?

Beweist die Studie nicht einmal mehr die kirchenpolitische Irrelevanz der theologischen Arbeit, die Thies Gundlach bereits im Wendejahr 1990 zum Programm eines erfolgreichen kirchlichen Karrieredenkens erhoben hat?

Zweitens die Frage an die sozial- und theologiegeschichtliche Einbettung der Studie:

2. Ist es nicht fatal, dass die Studie weitreichende geistes- und institutionsgeschichtliche Zusammenhänge nur andeuten kann, weil es keine solide theologische Vorarbeit gibt, auf die sie zurückgreifen könnte? Zeigt die Berufung auf Brunner und de Quervain nicht, dass in wichtigen Fragen seit Jahrzehnten keine fundierte theologische Arbeit mehr geleistet worden ist? Ist der Eindruck korrekt, dass es die akademische Theologie insbesondere versäumt hat, die sexuelle Revolution sorgfältig differenzierend zu beschreiben, so dass wir nun sachgerecht beurteilen könnten, was diese Revolution an schützenswert richtigen und was sie an verführerisch falschen Motiven in das Hoffen der Menschen trägt.

Damit bin ich beim zweiten Teil, bei meiner Kritik.

Die Studie umfängt ihre Gedankenarbeit mit einem charmanten hermeneutischen Friedensangebot an alle Beteiligten: Wir sollen die Bibel verstehen als ein grosses Haus, in dem es viele Wohnungen gibt, die von uns selber und vielen anderen bewohnt werden, so dass sich die Unterschiede im Urteilen verstehen lassen als das Ergebnis von unterschiedlichen Erfahrungen, die man in unterschiedlichen Zimmern macht. Die daraus folgenden Streitigkeiten lassen sich verstehen als Streitigkeiten über die Prioritätensetzungen und als divergierende Einschätzungen: Sind es nur die Tapeten, oder sind es tragende Mauern, die von den einen ausgewechselt, von anderen um jeden Preis bewahrt sein wollen?

Dieses schöne Bild ist irreführend.

Es verdankt sich dem Versprechen Jesu Johannes 14: Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen. Das ist eine eschatologische Zusage. Über die rechte Auslegung der Bibel aber streiten wir nicht im Eschaton, sondern hier in den vergehenden Schemen dieser Zeit. Im Reich Gottes werden wir schauen, was wir jetzt glauben. Im Reich Gottes wird es tatsächlich keinen Anlass mehr geben zu einem Streit, wer die richtige Erkenntnis hat. Mühelos werden wir einander beim Arm nehmen und zu den Fenstern führen, aus denen wir diesen und dann jenen Ausblick haben; ohne Ambitionen auf eine wissenschaftliche oder kirchliche Karriere, ohne Angst, uns unbeliebt zu machen oder unsere Stellung zu verlieren werden wir uns, verwundert und dankbar, auf immer noch neue Aspekte der göttlichen Heilswerke hinweisen. Mühelos werden wir feststellen, ob es Tapeten oder tragende Mauern sind, die uns umgeben, und im Zweifelsfall Christus selber oder seine Engel fragen.

Doch hier, während wir noch beten: «Dein Reich komme!», sind wir (im Gegensatz zu dem, was die Studie mit ihrem enthusiastischen Approach möchte) noch nicht eins mit Gott. Auch im Gebet leben wir noch im Glauben und bleiben darauf angewiesen, dass das Bibelwort unsere Gedanken umformt zu der wahren, opfermutigen Gesalt (Römer 12,1.2) auch dort, wo wir diese Gedanken nicht zur Deckung bringen können mit einer eigenen Erkenntnis. Das lässt uns viel elementarer abhängig sein vom Bibelwort, als die Studie voraussetzt.

Die weitreichenden Folgen dieser zentralen Frage nach der Hermeneutik seien an Hand von zwei, drei weiteren Fragen dargelegt:

Das irenische Angebot der Studie im Hinblick auf die *dicta probantia* besteht darin, dass sie auf den Seiten 22 und 23 die konträren Überzeugungen zwei Bibelworten zuordnet und die kirchenpraktische Problematik mit ihnen erklärt (und damit jeder Partei ein innerkanonisches, relatives Recht zuspricht). Das geht so:

Römer 1,26 qualifiziert das gleichgeschlechtliche Begehren als Lohn für die Verirrung und macht es damit unmöglich, dieses Begehren im Namen Gottes zu segnen. Dieses Wort priorisieren die Gegner der „Ehe für alle“ und haben so gesehen recht, konzidiert die Studie. Galater 3,28 hingegen löst die Verbindung von Mann und Frau in der eschatologischen Vorwegnahme der Gemeinschaft mit Christus. Das macht es möglich, jede verantwortungsvoll angelegte Partnerschaft zu segnen.

Diese «Kontroverse zur paulinischen Theologie», meint die Studie, verweise

«auf ein grundsätzlicheres Problem unseres Umgangs mit Bibeltexten. Beide Seiten nehmen auf ihre Weise eine quasigöttliche Position ein», indem sie ihre vermeintlich höhere Sicht in die Bibel eintragen.

Mit dieser Analyse verstrickt sich die Studie ihrerseits in den Widerspruch, dass sie nun einen noch höheren Standpunkt für sich in Anspruch nimmt und die Kontroverse aus dieser noch quasigöttlicheren Sicht zu ordnen (und zu befrieden)

versucht. Und ich könnte jetzt einen noch höheren Standpunkt einnehmen und diese Hermeneutik aus einer noch höheren Warte beurteilen usw. Durch die Analysen der unterschiedlichen hermeneutischen Verfahren geraten wir in die berühmte-berühmte Endlosspirale sich überbietender Erklärungsmuster, ein Sog, wie ihn exemplarisch das hegelsche Denken entwickelt, von dem der Freiherr von Münchhausen spottete, er sei tatsächlich so dumm, dass er meine, er könne sich an seinen eigenen Haaren aus diesem Sumpf ziehen.

Thies Gundlach hat im Wendejahr 1990 als Vikar offen ausgesprochen, dass man in den theologischen Diskussionen einige Male einen solchen hermeneutischen Kreislauf abschreitet – und dann feststellt, dass man darauf genauso gut verzichten kann. Man kann überhaupt verzichten auf ein theologisches Denken, das nicht begründet ist und darum auch auf keine Grenzen stößt. Gundlachs Karriere gibt ihm recht: Für eine innerkirchliche Karriere ist es das Beste, wenn man theologische Denkfiguren nutzt als Füllmaterial für wohlklingende kirchenpolitische Programme, in gar keinem Fall aber dafür, sich im Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes zu üben.

Entspricht es dieser theologischen Selbstaufgabe, einer resignativen Gleichgültigkeit, die um die Bedeutungslosigkeit ihres Tuns immer schon weiss, oder ist es schlicht der allzu knappen Zeit geschuldet, in der die Studie ihren kirchenpolitischen Auftrag erfüllen sollte, dass in ihr offenkundige Widersprüche stehen geblieben sind?

Zum einen konstatiert die Studie zu Recht, dass in Römer 1 das gleichgeschlechtliche Begehren der Lohn Gottes für eine Verirrung sei, zum andern schreibt sie dann:

«Für die Menschen der Bibel – wie für Paulus in Röm 1 – gibt es Homosexualität nur in Form des freiwilligen Entschlusses zu gleichgeschlechtlichem Sex, als bewusste Abweichung von der heterosexuellen Lebensweise.»

Was gilt jetzt? Ist das homosexuelle Begehren für den Menschen der Bibel, also für Paulus, die Folge einer freiwilligen Entscheidung, oder ist es die Folge einer göttlichen «Preisgabe»? Es korrespondiert mit dieser Unklarheit, dass die Studie kurz an das reformatorische Verständnis vom unfreien Willen erinnert (22), ohne dass dies dann für den Gang der weiteren Überlegungen eine Rolle spielt.

Ebenso irreführend ist es, dass die Studie auf den jüdischen Philosophen Hans Jonas verweist, ohne klar zu machen, dass Jonas in seinem Denken geprägt wurde als bedeutender Interpret der Gnosis und dass er sein Lebenswerk bewusst in den Dienst einer ideologisch aufgeladenen, neu-gnostischen Weltdeutung gestellt hat. So verstrickt sich die Studie in den Widerspruch, dass sie für die Maxime des gnostisierenden Philosophen eine zeitlose Gültigkeit postuliert, indem sie positiv auf dessen Begründung der Erkenntnis verweist: «Sieh hin und du weisst!» Im

Gegensatz dazu historisiert und relativiert die Studie den breiten Strom der biblischen Verkündigung, indem sie schreibt:

«Die Bibel, die ihrer Zeit gemäss eher in Kategorien von Gehorsam und Ehrfurcht denkt».

Dagegen ist festzuhalten: Nicht ihrer Zeit gemäss, sondern dem Heilswillen Gottes gemäss (wie dieser sich in der Geschichte Israels offenbart hat) entfaltet die Bibel ihre Botschaft in den Kategorien von Gehorsam und Ehrfurcht und macht konsequenterweise dem spontanen Erkenntnisvermögen der Menschen keine Avancen.

Damit bin ich bei meiner dritten Frage:

3. Formuliert die Bibel, und formuliert insbesondere Römer 1 tatsächlich das, was «die Menschen der Bibel» aussagen und umfassen konnten? Sind nicht die Reformatoren der literarischen Form der Apostel- und Prophetenworte näher, wenn sie davon ausgehen, dass «der Heilige Geist etwas gemeint hat» mit den biblischen Formulierungen? So dass es diese Formulierungen unmöglich machen, die Vorurteile unserer neuzeitlich-romantischen Denkkategorien zu überwinden?

Konkret formuliert: Können nicht gerade die harten Formulierungen Römer 1 uns helfen, die harte Realität des gleichgeschlechtlichen Begehrens als Zeugnis des unfreien Willens zur Kenntnis zu nehmen? Und kann nicht eine solche Lektüre uns helfen, dass wir uns in der Kirche radikal, von den Wurzeln her, lösen von alten Verfemungen, aber auch von neuen Idylisierungen? So dass Römer 1 (analog zu seiner Stellung im Brief des Apostels), neu die Grundlage dafür legt, dass das Evangelium seine Botschaft entfalten kann mit klaren Konturen gegen den Moralismus, gegen die Sentimentalitäten und gegen die sozialutopischen Konstruktionen unserer Zeit?